

# Der dreizehnte Sonntag nach Pfingsten

4. September 2022



Eine altjüdische Legende erzählt, als Gott die Welt erschaffen hatte, habe Er seine Engel gefragt, was sie von seinem Werke hielten. Da sei ein Engel vorgetreten und habe gesagt: „Das Werk ist groß und herrlich; aber eines fehlt noch: Es sollte eine Stimme durch das Weltall klingen, groß, klar und herrlich, die allüberall, bei Tag und Nacht, dem Schöpfer das Lied der Dankbarkeit und Verherrlichung singt für alles, was seine Güte schuf.“

Sind wir dankbare Menschen, oder gehören wir zu den ewig Unzufriedenen? Dankbarkeit und Undankbarkeit sind zwei tiefgehende Einstellungen, die Einblick gewähren in unsere Haltung dem Leben gegenüber, Gott gegenüber.

„Weil Gott gut ist, existieren wir“, sagt der hl. Augustinus. Sind wir noch in der Lage zu sehen, wie gut und herrlich Gottes Schöpfung ist? Können wir Ihm noch danken für unser Dasein, auch wenn im Leben nicht alles perfekt läuft? Oder ist unser Blick eingeengt und festgelegt auf die negativen Aspekte, auf all das, was in der Welt, in der Kirche und in unserer eigenen Existenz nicht funktioniert? Sagen wir Ja zum Leben, so wie wir es aus der Hand des Schöpfers empfangen haben? Die hl. Katharina von Siena spricht:

„Wir konnten Gott nicht bitten, uns zu erschaffen, und doch schuf Er uns, getrieben vom Feuer seiner Liebe nach seinem Bild und Gleichnis, in einer Würde, welche die Zunge nicht schildern, das Auge nicht schauen, der Geist nicht ergründen kann. Hier liegt unsere Schuldigkeit gegen Gott, und diese Schuldigkeit verlangt Gegenleistung, nämlich Liebe.“

Dank und Undank spielen im Alltag eine wichtige Rolle, ähnlich wie Freude und Enttäuschung. Sie rühren an das innerste Gefüge unserer zwischenmenschlichen Beziehungen. Der Dank baut auf, eint und verbindet die Menschen. Der Undank trennt und reißt nieder, macht bitter und lähmt. Der Undankbare blockiert bei seinem Wohltäter nicht selten die Bereitschaft, weiterhin gut zu sein und andern Gutes zu tun. Danken gilt unter zivilisierten Personen als Anstandspflicht. Es sollte uns aber mehr sein als eine Geste der Höflichkeit oder berechnende Diplomatie. Dank ist eine ethische Verpflichtung. Der dankbare Mensch zollt Anerkennung für empfangene Wohltaten. Er weiß sich, wenn er dankt, als Schuldner Menschen gegenüber, die ihm Wohlwollen, Hilfe durch Rat und Tat geschenkt haben. Der Christ sieht darüber hinaus in allem Guten den Allein-Guten, der sich der Wohltäter zu unserm Besten bedient. Dank an die

Menschen wird ihm daher zutiefst Dank an Gott selbst.

Im heutigen Evangelium ist von einem Dankbaren und zahlreichen Undankbaren die Rede. Am Ende seiner Wirksamkeit in Galiläa zieht Jesus an der Grenze zu Samaria dahin. Sein Blick ist schon auf Jerusalem gerichtet. Auf seiner Reise betritt Er ein Dorf, in dem eine Aussätzigenstation war. Der Leprose hatte beim damaligen Stand der Medizin kaum eine Chance auf Heilung. Es dauert jedoch Jahre, bis die Krankheit ihr Zerstörungswerk vollendet hat und der Betroffene stirbt.

Die zehn Männer, denen der Herr begegnete, lebten dort in strenger Quarantäne. Mit Gesunden durften sie wegen der Ansteckungsgefahr nicht in Berührung kommen. Als sie erfuhren, daß Jesus, der große Wundertäter vorbeikäme, machten sie sich auf den Weg, blieben aber von weitem stehen, wie das Gesetz des Moses es befahl. Aber kein Gesetz konnte ihnen verwehren, sich mit der Kraft ihrer Stimmen bemerkbar zu machen. So riefen sie den Herrn um Hilfe an: „Jesus, Meister, erbarme dich unser!“

Fast nüchtern wirkt es, wie Er sie dann anweist: „Gehet hin, zeigt euch den Priestern!“ Deren Aufgabe war es, vom Aussatze Geheilte zu untersuchen, ob sie wirklich ganz gesund waren, und sie nach Darbringung eines Opfers gegebenenfalls für rein zu erklären. Jesus schickte die Zehn aber ungeheilt zu den Priestern. Das war eine Glaubensprüfung, die sie bestanden. Das Evangelium stellt in aller Kürze fest: „Und es geschah, indem sie hingingen, wurden sie rein.“ Aber nur einer von ihnen fühlte sich gedrängt, zurückzukehren und Jesus dankzusagen. Als er „sah, daß er rein sei, kehrte er um, lobte Gott mit lauter Stimme, fiel auf ein Angesicht zu seinen Füßen, und dankte Ihm.“

Das ist ausgerechnet der, von dem es keiner vermutet hätte. Der Mann stammte aus dem Volke, dessen Namen als Schimpfwort diente. Die Leute aus Samaria galten den Juden als Menschen niederer Art. Barrikaden von Vorurteilen bestanden gegenüber diesem israelitisch-heidnischen Mischvolke. Aber der Samaritan, der Fremdling, beschämt die übrigen neun Juden, die es nicht der Mühe wert finden, zurückzukommen und sich zu bedanken. Sie sind unterwegs; die Bestätigung der Tempelbehörde, die Vorschrift des Gesetzes, gilt ihnen mehr als der Dank an den großen Arzt. Der Heiland bemerkt das schmerzlich: „Sind nicht zehn gereinigt worden? Wo sind denn die neun?“ Er ist darüber traurig und sieht darin ein Gleichnis der Undankbarkeit und Unempfänglichkeit seines Volkes: Die Juden weisen seine Heilsbotschaft zurück, die Fremden und Heiden nehmen das Gottesreich freudig an. Den Dankbaren empfängt und empfindet Jesus ganz menschlich. Er freut sich, daß der Mann zunächst umkehrt und aus übervollem Herzen seinen Dank entrichtet.

Dankbarkeit ist nicht nur Zeichen guter Manieren, sondern edler Gesinnung. Sie ist eine moralische Pflicht des Christen. Denn uns hat Gott so viel gegeben: den Glauben, die Hoffnung, die Gnade, dazu so viele irdische Wohltaten. Dies dürfen wir auch in Leid und Unglück nicht vergessen. König Ludwig der Heilige sprach beim Eintreffen der Nachricht vom Tode seiner Mutter Blanca:

„Mein Herr und mein Gott, ich danke dir, daß du mir meine liebe Mutter so lange gelassen hast. Ich liebte sie mehr als alle Kreaturen der Welt. Du aber hast sie abgefordert in dein Reich. Dein Wille sei gepriesen!“

Das sind Worte einer großen, heiligen Seele.

Dank schulden wir nach Gott den Menschen, die uns Gutes getan haben oder weiterhin tun. Zu diesen zählen die eigenen Eltern. Da sind – vielfach so rasch vergessen – die Lehrer. Weiterhin die Priester und Seelsorger, deren göttlicher Auftrag, beschwert durch mancherlei Menschlichkeiten, vielen heute weniger im Licht des Glaubens erscheint als im Urteil einer überscharfen Kritik.

Die Güte des Schenkenden und der Dank des Beschenkten schaffen eine wohltuende Atmosphäre echter Menschlichkeit. Sie helfen, den Standpunkt kalter Sachlichkeit überwinden, wo einer dem andern nur so viel gibt und gönnt, als er laut Tarif oder Recht zu beanspruchen hat. Und doch ist der gute Mensch nur Gottes Treuhänder und Überbringer der guten Gaben des Vaters im Himmel. Er ist selbst Beschenkter.

Halten wir es darum mit dem Samaritan, der dem Heiland zu Füßen fiel: εὐχαριστῶν αὐτῷ

(euchariston auto; - *gratias agens*) heißt im griechischen Text die Stelle vom Danken. Die Christen, die diese Stelle griechisch hören, mögen hierbei an die Eucharistie denken. Sie ist das große Dankopfer an Gott. Hat Er uns nicht in der Taufe vom Aussatz der Sünde gereinigt? Aber auch die Erfahrung Jesu, daß neun von zehn Geheilten sich der Dankeschuld versagten, findet in unseren Sonntagsmessen eine traurige Entsprechung. Wir denken an alle Christen, die nicht kommen. Das Zahlenverhältnis ist nicht übertrieben. Beten wir für die gleichgültigen Christen, die diese Dankeschuld verabsäumen! Und lernen wir vom Samaritaner, die Messe gut zu feiern! Sein Zurückkommen ist ein schönes Bild der Eucharistie: er lobte Gott mit lauter Stimme und fiel dem göttlichen Meister zu Füßen. Der Sonntag ist der Tag der Ehrfurcht vor Gott. Gehen wir voll Ehrfurcht durch den Tag! Der Sonntag ist Danktag für alle Wohltaten des Leibes und der Seele, und er ist Tag des Gotteslobes. Lernen wir, von Herzen das Gloria zu singen und das Dreimal-Heilig, damit Gott alle Ehre und Verherrlichung zuteil werde jetzt und in Ewigkeit. Amen.

